

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 11 (1921)

**Heft:** 39

**Artikel:** Das verlorene Lachen [Fortsetzung]

**Autor:** Keller, Gottfried

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-644908>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Sie Sterners Woche in Wort und Bild

Nummer 39 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 1. Oktober 1921

## — Zwei Gedichte von E. Oser. —

### Wenn die Nacht sinkt —

Drunten rauscht der alte Strom  
Seine alten Wellenlieder.

Zu den Wassern Stadt und Dom  
Schau'n von hohem Wall hernieder.

Licht auf Licht glänzt in die Nacht,  
Strahlend dort, hier scheu geborgen.  
Fernher das Genießen lacht  
Neben bang durchwachten Sorgen.

Leise zieht die Welle fort  
Mit dem Wechsel aller Zeiten.  
Zu der Nacht verschwieg'n Port  
Trägt sie Leid und Seligkeiten.

### Der Baum.

An meinem Wege steht ein sel'ner Baum  
Mit weiten, überhängendem Gezweige,  
Gleich eines stillen Tempels Schattenraum.  
So wuchs er dort auf seinem grünen Steige.

Zum moos'gen Grunde beugt er Ast an Ast,  
Als ob er nichts von stolzer Höhe wüßte,  
Und müde von der Blätter reichen Last  
Verweilend seine Mutter Erde küßte.

## — Das verlorene Lachen. —

Erzählung von Gottfried Keller.

14

In diesem finstern Aufenthalt saß ein unzufriedenes und häßliches altes Weib, welches denselben hätte räumen sollen, aber auf Bitten der frommen Frauen dort gelassen worden war. Sie selbst wohnten in dem freundlichen Gemach. Zwar hatten sie dasselbe schon einmal mit dem dunkeln Loch vertauscht, als die böse Alte sich darüber beklagte und sankte, und diese in das helle Stübchen sitzen lassen; allein hier hatte sie wiederum nicht bleiben wollen, weil sie den Eingang nicht bewachen und nicht sehen konnte, was auf der Straße vorging. Die beiden Geduldüberinnen hatten also doch wieder nach hinten ziehen müssen und sie wohnte wiederum im Loch, wo sie unaufhörlich schalt und drohte und die Ein- und Ausgehenden belauerte, ausfragte und gegen die guten Leutchen einzunehmen versuchte. Denn sie hatten allerlei Zuspruch von Freunden und solchen, welche eines friedlichen Wortes bedürftig waren. Sie teilten auch alle kleinen Liebesgaben, die sie etwa erhielten und mit aufrichtigem Danke annahmen, sogleich mit dem Ungetüm, das die Teilung jedoch unwirsch abmaß und grob zurückwies, wenn sie ihm nicht rasch und pünktlich genug schien.

Sie fürchteten aber das Unwesen keineswegs und lebten in dessen Nähe, wie etwa fromme Einsiedler in der Nachbarschaft eines wilden Tieres oder eines schreckhaften Dämons.

Dieses Weib war nun jene Sibylle der Verleumidung, welche man das Delweib hieß, und die Zukunft Meyenthal auffsuchen wollte, um dem Unheil auf den Grund zu kommen, das er in der fröhlichen Nacht entdeckt hatte.

Als Justine das Häuschen erfragt und jetzt hergewandert kam, sah das Delweib vor der Türe an der Straße und scheuerte mürrisch ein Pfännchen.

Die Sage erzählt, daß zur Zeit, als Attila mit seinen Hunnen erschien, in der Nähe von Augsburg eine wegen ihrer abscheulichen Häßlichkeit verbannte Hexe wohnte, welche dem zahllosen Heere, als es über den Lech ziehen wollte, ganz allein und nackt auf einem abgemagerten schmutzigen Pferde entgegengeritten sei und „Pack dich, Attila!“ geschrien habe, also daß Attila mit dem ganzen Heere voll Schreden sich stracks gewendet und eine andere Richtung eingeschlagen habe, und so die Stadt von der verstoßenen Hexe gerettet und diese mit einem guten neuen Hemde belohnt worden sei. Aber diese Hexe hier verdiente um ihr Vaterland schwerlich ein neues Hemd.

Auch Justine wäre beinahe umgekehrt und entflohen, als sie das Delweib vor der Türe sitzen sah mit dem großen, vierzigigen, gelblichen Gesicht, in welchem Neid, Rache sucht und Schadenfreude über gebrochener Eitelkeit gelagert

waren, wie Zigeuner auf einer Heide um ein erloschenes Feuer.

Die Unholdin zischte die schöne und stattliche Justine an und fragte sie, indem sie sich aufrichtete, wohin sie wolle, was sie bei den Leuten zu tun habe; aber Justine fasste Mut und drang bei ihr vorbei durch die Finsternis und stand plötzlich bei den friedlichen Frauen im Sonnenschein, das frische Grün vor den Augen.

„Ei wie schön ist es hier,“ rief sie, indem sie Korb und anderes abstellte, den Hut weglegte und sich setzte. Ursula und Agathe hingegen gerieten vom Erstaunen über die Überraschung in die herzlichste Freude hinein. Ursula saß gleichbrüchig in einem Lehnsstuhle und konnte sich nicht erheben; Agathchen aber ließ ihr halbes Dutzend Häspelchen, die sich mit glänzend roter Seide in der Sonne drehten, still stehen. Eine vornehme gelassene Herzlichkeit verklärte das bleiche Gesicht der Tochter, die doch keine vornehme Erziehung genossen hatte. Justine bemerkte, daß auch sie nicht ganz sicher auf den Füßen stand; Agathchen erklärte lächelnd, daß diese sie freilich etwas zu schmerzen anfangen und zuweilen ein bißchen geschwollen würden. Aber sie klagte, so wenig wie die Mutter, mit einem einzigen Wörtchen. Vielmehr beschrieben sie mit unschuldiger Heiterkeit die schurrige Hexe vor der Türe, als Justine nach der unheimlichen Erscheinung fragte, und wie man Geduld mit der armen Kreatur haben müsse, welche von bösen Geistern bewohnt und gewiß leidend genug sei.

Wie erstaunten sie aber, als Justine ihre einfachen Geschenke hervorholte. Die Strümpfe hätten dem Agathchen nicht willkommener sein können; denn es geltand, daß es doch fast keine Zeit mehr finde zum Stricken, besonders seit die Augen des Nachts beim Lämpchen nicht mehr recht sehen wollten. Ihrerseits hatte die Mutter das Päcklein frischen Schnupftabak schon geöffnet und mit einer beinahe zu lebhaften Befriedigung ihr kleines Horndöschen damit gefüllt. Hier war der einzige Punkt, wo das Kind die Mutter ein wenig beherrschte, indem es ihr nicht ganz so viel von der schwärzlichen Weltlust zukommen ließ, wie sie vielleicht, im Rücksfall in ihre Jugendsünden, zu verbrauchen imstande gewesen wäre. Doch lächelte jetzt Agathchen selbst gegen Justine hin, als die Mutter die frische Prise so fröhlich zu sich nahm.

Von der Sahne aber füllte Agathchen sogleich eine Schale und schnitt ein Stück von dem weißen, duftigen Brot, um es dem armen Weib draußen zu bringen. „Nicht so rasch!“ sagte die Mutter leise, „damit sie nicht überrumpelt wird, wenn sie wieder an der Türe horcht! Tritt ein bißchen laut auf mit den Füßen!“

„Ach, sie tun mir ja zu weh, wenn ich damit stampfe!“ erwiderte die Tochter und lachte selbst zu dem harmlosen Betrug, welchen sie spielen sollte. Doch hustete sie, ehe sie die Türe aufmachte, ein wenig, und richtig sah man draußen in der Dämmerung des Vorraumes die unförmliche Gestalt des Weibes hinhuschen, behender als man von ihr erwartete.

Als es nun wieder stille war, wollten Mutter und Tochter doch wissen, auf welche Weise die junge Herrenfrau bisher gekommen sei und wohin des Weges sie gehe; denn

sie bildeten sich nicht ein, daß sie nur zu ihnen allein so weit her habe kommen wollen.

Die Sonnenlichter, mit den Schatten der schwankenden Baumzweige vermischt, spielten auf dem Boden und an den Wänden des kleinen Stübchens; vor den offenen Fenstern summten die Bienen und ein grünes Eidechschchen war von der Wiese herausgeklettert und guckte neugierig in das Gemach; ein zweites gesellte sich dazu und beide schienen der Dinge gewärtig, die da kommen sollten. Justine sah alles und fühlte diesen Frieden; aber sie fand keinen rechten Mut, die Stille zu unterbrechen, bis sie zu weinen anfing und nun bedrängt und beklemmt den Frauen anvertraute und erzählte, daß sie religionslos geworden sei und bei ihnen Rat und Aufschluß suche, worin ihr Glück bestehet und woher ihr Seelenfriede komme. Sie hoffte ein Neues, noch nicht Erfahrenes, Übermächtiges zu erleben, dem sie sich ohne weiteres Gründeln hingeben könne. Sogleich tat die Ursula ihr Tabaksdöschen weg und Agathchen legte nieder, was sie eben in den Händen hatte; beide sahen sich erschrocken an, falten unwillkürlich die Hände, und Justine sah, wie jedes für sich leise betete und die Lippen bewegte, Agathchen mit rinnenden Tränen, die Mutter aber mit der ruhigeren Fassung des Alters. Reines getraute sich, ein Wort zu sagen; sie waren ganz erschüttert von der an sie herangetretenen Forderung, eine gelehrte und glänzende Person für das Heil zu gewinnen, und doch war die himmlische Führung nicht zu erkennen und anzuzweifeln.

Ursula fing zuerst langsam an, einige Worte zu sprechen, während Agathchen einen Schemel zu Justine hinschob, sich zu ihren Füßen setzte und ihre Hände ergriff und streichelte. Denn Justine war längst ihre geheime Liebe und der vornehmste Gegenstand all ihres Wohlwollens und ihrer Bewunderung gewesen.

Indessen kam die Sache in den gesuchten Gang, die Jungen lösten sich, und nun wetteiferten die beiden Wesen, dem Weltkinde die große Angelegenheit darzutun und einander das Wort abzunehmen und zu ergänzen, wie zwei Kinder, welche einem dritten das soeben von der Großmutter gehörte Märchen erzählen.

Aber es war nichts Neues und Unerhörtes, was sie vorbrachten, sondern die alte harte und dürre Geschichte vom Sündenfall, von der Versöhnung Gottes durch das Blut seines Sohnes, der demnächst kommen werde, zu richten die Lebendigen und die Toten, von der Auferstehung des Fleisches und der Gebeine, von der Hölle und der ewigen Verdammnis und von dem unbedingten Glauben an alle diese Dinge. Das alles erzählten sie wie etwas, das niemand so recht gut wisse, wie sie und ihre Gemeinde, und sie brachten es vor nicht mit der menschlich schönen Anmut, die ihnen sonst innewohnte bei allem, was sie taten und sagten, sondern mit einer hastigen Trockenheit, ein tödig und farblos, wie ein Auswendiggelerntes. Bei keinem Punkte wurden die Worte weicher und milder, nirgends die Augen wärmer und belebter, selbst das Leiden und Sterben Jesu behandelten sie wie einen Lehrgegenstand und nicht wie eine Gemüts- oder Gefühlssache. Es war eine wesenlose Welt für sich, von der sich sprachen, und sie selbst mit ihrem übrigen Wesen waren wieder eine andere Welt.

Dazu redeten sie, in einfältiger Nachahmung ihrer Prediger, unbeholfen und ungefällig, ja befehlshabерisch in Hinsicht auf das bei jedem zweiten Wort wieder geforderte Glauben.

Da sah Justine, daß die guten Frauen ihren Frieden wo anders her hatten, als aus ihrer Kirchenlehre, und ihn nicht mit dieser verschenken konnten; ohne daß vielmehr nur sie mit ihrer besonderen Einrichtung auf diesem dürren Erdreich hatten wachsen können, weil sie die Nahrung aus den freien Himmelstrüsten zogen. Sie war vergeblich hergekommen; das Herz zog sich ihr zusammen, daß es beinahe still zu stehen drohte, und sie lehnte sich auf ihrem hölzernen Stuhle zurück, um sich zu erholen, während die Predigerinnen immer noch fortspreden. Sie erholt sich auch nach und nach, war aber immer noch weiß, wie die getünchte Wand ringsumher, und suchte sich zu befreien, wie sie, ohne die Frauen zu kränken, die Sache beendigen und fortkommen könne.

Plötzlich ertönte vor der Türe ein häßlicher Schrei, wie wenn einer Raube auf den Schwanz getreten würde. Erschreckt eilte Agathchen hin und öffnete die Türe, daß das volle Licht in die dunkle Vorzimmer drang, und man sah einen schlanken, hochgewachsenen Mann, welcher das Oelweiß an der Rehle festhielt und ein wenig an die Wand drückte. Beschämt und verlegen ließ er die Hexe aber sogleich wieder frei, als das Licht auf die Szene fiel, und auch aus Ekel, weil sie ihm in der Angst und Wut auf die Hand geiferte, die er nun abwischte. Jetzt ließ sich aber ein wohlönender Ausruf hören von Seite Justines her, welche in dem Manne den Herren Zukundus Menenthal erkannte; der lehrte sich zu ihr und sofort fielen sich beide Gatten um den Hals und hielten sich lange umfaßt. Dann betrachteten sie sich aufmerksam und sorglich die ernsten traurigen Gesichter und gingen endlich vorderhand in das Stübchen der Frauen hinein an das Sonnenlicht.

Zukundus war, während Justine ihren Glaubensunterricht empfing, zur guten Stunde in die Höhle der Hexe gekommen. Sie hatte zuerst boshaft und zufrieden gelächelt, weil sie glaubte, der hübsche Mann und die schöne Frau hätten ein verbotenes Stelldichein bei den frommen Weibern, und diese hätten endlich ihre schwache Seite dar und ein ganzer Krug voll Rosenöl werde aus diesem Abenteuer zu gewinnen sein.

Als aber Zukundus sein Verzeichnis anzuschwärzender Biederleute hervorzog, ihr sagte, um was es sich handle, in wessen Name und Auftrag er gekommen, und sie ziemlich trocken und kurz zu fragen begann, was sie von jedem wisse oder was sich tun lasse, um denselben als Bösewicht in das verdiente Gerücht zu bringen und zur Strafe

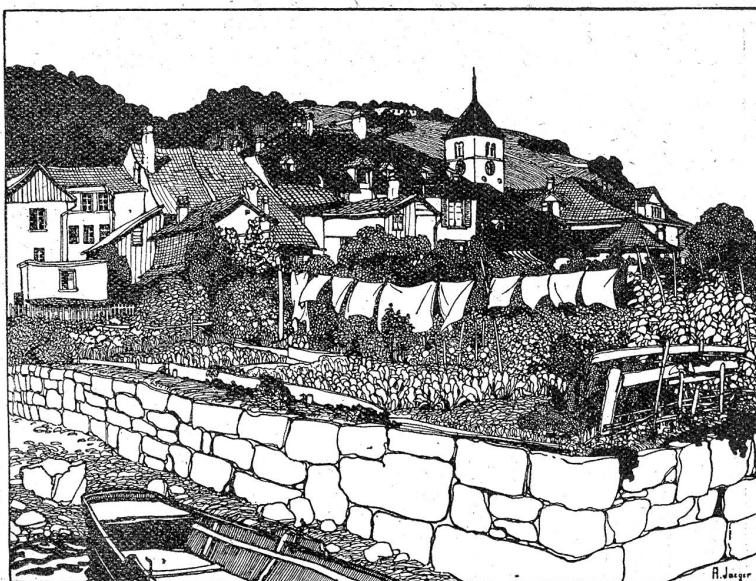


Grüß Gott! Nach einem Gemälde von Peter Philipp.

zu ziehen, sagte sie mürrisch: „Den kenne ich nicht! Die haben mir nichts getan!“

Dieses Tier hat doch wenigstens den Instinkt, nur diejenigen zu beißen, die es berührt oder gestoßen haben! dachte Zukundus und fragte, was ihr denn dieser oder jener von den früher Angefallenen getan habe?

Sie lachte sogleich heißer, als sie die Namen jener Opfer hörte und sich des gewichtigen Anteils erinnerte, welcher ihr an der lustigen Hexjagd vergönnt gewesen. Dennoch gab sie keine Antwort auf die Frage, sondern begann mit schwerfälliger Veredsamkeit zu schildern, wie sie bei dem Aufbringen und Ausbreiten der bösen Nachreden und Anschuldigungen verfahren sei. Da brauche es zuerst nur eine bestimmte, an sich unschuldige Eigenschaft, einen Zustand, ein Kennzeichen des Betreffenden, einen Vorfall, das Zusammenkommen zweier Umstände oder Zufälle, irgend etwas, das an sich wahr und unbezweifelt sei und für die zu machende Erfindung einen Kern von Wirklichkeit abgebe. Auch seien nicht nur Erfindungen zu verwenden, sondern man könne auch mit Vorteil die von dem einen verübtten Vergehen und Abscheulichkeiten auf den andern übertragen mittels jener äußeren wirklichen Zusälligkeiten, oder das, was man selbst zu tun immer Lust verspüre oder vielleicht schon ein bißchen getan habe, einem andern anhängen. Auf solche Weise das oft unbillige Schicksal auszugleichen und zu verbessern, gewähre ein gewissermaßen göttliches Vergnügen, wie z. B. wenn man von zwei Menschen den einen wohl leiden möge, den andern hasse, der erste aber ein armer, böser, miszlungenener Schwerenöter, der letztere ein unerträglicher Rechttuer sei, der nichts an sich kommen lasse. Da fühle man sich dann so recht wie eine Vorschung, wenn man die Unreinlichkeiten und Gebrechen des guten Freundes und Dulders diesem abzunehmen und dem widerwärtigen Rechtshaber aufzubürden versthe. Ja, es sei etwas Großes, mit



Twann vom Strand aus.

Nach einer Federzeichnung von A. Jaeger-Engel in Twann,

einem ausgestreuten Wörtlein ein stolzes Haus in Schmach und Ungemach zu stürzen, größer, als wenn ein Zauberer einen Sturm erregen und Schiffe auf dem Meere untergehen lassen könne.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Küfer.

Textprobe aus dem fünften Bande\*) des Werkes „Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums“ von Dr. Emanuel Friedli.

Da hätti mer ds Fäss. So z'säage ein Kunstgebilde, das als fertiges Werk den Meister lobt: den Binder oder, in echter Stammbildung: den Bind, alt: Bindo, genauer: den Fäbbind. Der Berufsnname konnte natürlich in einer weinbautreibenden Gegend entstanden sein, breitete sich aber als Geschlechtsname auffallend weit aus. Schon 1390 erscheint in Schwarzenburg Cuno der Binder, schon 1356 aber Heinrich Bindo, wie 1373 der Thuner Bürger Johannes Bindo und 1451 der Bind zu Baden im Aargau. Besonders aber begegnet uns im Amt Schwarzenburg die Weißfall-Form: (Sohn oder Tochter) „des Binden“, und diese als neuer Wer-Tall hingestellt: der Binne (noch um 1890). Gewöhnlich aber sahste man „des“ = „ds“ als „z“ und schrieb dies mit „Binden“ als ein Wort: Zbinden, Zbinne, und zwar so häufig, daß es 1883 im Amt Schwarzenburg bei 2000 Zbinden gab. In Luzern stand 1403 Dennis Fäbbinden Hus, und dort wohnte 1456 Hans Grebel „der Basbind“.

In der Ostschweiz ist der Name Fähler üblich, in der Westschweiz der Titel Chüeffe (als Geschlecht in Bern: Küffer). Der Horechüeffe besorgte den obrigkeitlichen Wein. In der Funktion als Weinbeforger überhaupt ist er Fäschüeffe. Im Seeland freilich und namentlich in dessen Buureland muß der Fäschüeffe, wenn er zu sim Mues u Broot phoo will, als Chüeffe überhaupt sich mit dem Chüübler (Kübeler,

\*) Annenkung. Die Drucklegung des Bandes „Twann“ aus dem großangelegten „Bärndütsch“ von Dr. E. Friedli ist durch die Bemühungen der Bärndütsch-Gesellschaft gesichert worden; das Buch wird vor Weihnachten im Buchhandel erscheinen. Es ergänzt den Band „Ins“ als „Seeland, II. Teil“, indem es wichtige Kapitel des Seelandkloffes wie „Der Bielersee“, „Der Weinbau“, „Industrie und Handel“, „Polizeistaat und Geistesmacht“, „Heilige Personen, Orte, Zeiten, Handlungen“, Soziale Institutionen der Kirche wie Tschugg, Mett und Neuenstadt etc. in breiter Ausführung bearbeitet — Wir machen heute schon auf den neuen Bärndütsch-Band als auf ein Geschenkwerk vornehmster Art für jede Berner-Familie aufmerksam.

Schäffler) in seine Arbeit des chüübile teilen, die als solche allein ihm z'gäggelig, z'niffelig, als ein gäggele, niggele und nissele vorkäme. Er muß anderseits zusehen, wie der Buurechüeffe beim Wirt als Dokter franker Weine ihm ins nöblere Handwerk eingreift. Eine Würdeabstufung zeigt übrigens auch die Wortgeschichte nicht. „Fäss“ als Gefäß ist in keiner Weise fürnämmmer als lateinisch cupa oder copa, woraus Chopf, coupe und cuve, sowie cupella, Kübel, Chübel und (ahd.) chub-il-i, Chübeli, Chübeli geworden ist.

Das sagen sich denn auch die drei näebii stark mit Weinbau beschäftigten Twanner Küfer Peter Chrebs (Krebs), Fritz Engel (der Fritzi Chieffer) und Ernst Meyer, der Häiri; sagte sich selbst der um 1830 zugleich als St. Urbaner Nebenpächter stark engagierte Bingelzer Küfer Sigmund Mühlheim von Scheuren bei Gottstatt.

Das hindert nun keineswegs das berufsstolze Aufmarschieren in blauer Chüefferbluuise und schwarzem, schwerem Chüefferschuurz, das Tschäppi künftgerecht läufig aufgezett, den Chüefferschlegel als Berufsinsigne an der Linken. Noch spricht beim Umschauie der auf der Walz befindliche Chüefferbursch den Meister an: „Grueß Gott, Meister und

Gesellen! Grueß vom letzte Meister! Gott bring euch Glück und Segen ins Haus und Geschäft! E fremde Chüeffe spricht um Arbeit!“ Noch wird er einem kurzen Examen unterworfen. Etwa: Chast aastäcke ohni Liecht? Chast du hölzigi Reiffte bande? (aus Weiden — Wiidli — gefertigte Reife als Band um eine Kufe legen, so daß sie richtig schließen). Aus dem Ton und Tempo des selbstverständlichen „Ja“ schließt der Examinator sicher auf das wirkliche Können. Lautet der Befund günstig, so kann das Tiselle mit der Formel erfolgen: Du haast aaschiebe!

Noch streigt seinerseits der Bursche, indem er wortlos mitts i der Arbaat den Schuurrz abzieht, furtghheit, uuflist, under en Arm nimmt und gätt.

Noch singen sie bei frohmütig kollegialischer Zusammenkunft, z. B. der Verbandssection Biel-Neuenburg, ihr Chüefferslied. Jede Strophe schließt mit der von einem im Chor dirigierenden unverhofft vorgeschrivenen Zahl von Sträich. Wer das Eins! oder Zweii! oder Drei! verpaßt und isoliert witer fahrt, ist i der Buech. Er zahlt einen Liter oder eine sonstwie zuvor verabredete Buße. „Gewäite“ Küfer wie Fritz und Engel wissen das Lied meisterhaft mit dem trommelnden Chüeffersträich zu begleisten. Das Lied führt sich ein als Selbstbeglaubigung wandernder Gesellen vor Meistern in Wien:

Lustig sein's wir Handwerksleut, Handwerksleut,  
Lustig sein's wir Küfer heut!  
Warum jollten wir nicht lustig sein,  
Trinken stets vom besten Wein?  
Wer trinkt vom besten Wein?  
Die Küfer!  
Wo sind sie?  
Hier bin ich!  
Laßt euch hören! Auf einen Streich! (Auf zwei! drei!)  
Küferstreich!

Wir Arbeiter Fürst' und Grafen  
Wein und große Fässer laden.  
Ist das nicht ein Küferstolz?  
Macht ein Fäss von Eichenholz!  
„Wer macht ein Fäss von Eichenholz?“  
Der Küfer! usw.

Man tut streifen, man tut fügen,  
Feur und Wasser muß es biegen.